

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 79 (1975)
Heft: 3

Artikel: Die Ausländerkinder in unserer Schule
Autor: Hofer-Werner, Gertrud
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-317718>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Ausländerkinder in unserer Schule

Dieser Beitrag ist im September des vergangenen Jahres im «Schweizerischen Reformierten Volksblatt» erschienen. Nach der Abstimmung im Herbst ist die Ausländerfrage zwar politisch und sozial entschärft worden, das pädagogische Problem der Ausländerkinder in unseren Schulklassen bleibt jedoch noch auf Jahre hinaus bestehen. Jede Lehrerin, jeder Lehrer wird sich deshalb damit zu befassen haben. In Bern ist die Kontaktstelle «Aufgabenhilfe für Kinder fremdsprachiger Eltern» geschaffen worden, um Aufgabenhelferinnen zu vermitteln. Es ist dies eine Idee, die sicher in verschiedenen Kantonen verwirklicht wurde oder, wenn nicht, realisiert werden sollte. Auskünfte erteilt: die Berner Kontaktstelle, Marktgasse 50, 3011 Bern.

Im Laufe von 15 Jahren hat sich das Bild einer durchschnittlichen Schulklasse gründlich verändert. Auf 190 Erstklässler fallen 32 Ausländerkinder, also 20 Prozent. Wenn in der Stadt Bern 1959 10,3 Prozent Ausländerkinder geboren wurden, so waren es 1970 schon 31,4 Prozent. Es gibt Stadtschulklassen, die zu einem Drittel, zur Hälfte, ja zu fünf Sechsteln mit Italiener- und Spanierkindern besetzt sind. Früher waren Ausländerkinder in unseren Schulen die Ausnahme, fast in jedem Fall ein belebendes Ferment.

Heute aber sind diese Kinder in grosser Zahl da; integriert aber sind sie weniger, als man glaubt und wünscht.

Betrachten wir einige Beispiele:

Eine Lehrerin beantragt die Rückstellung des kleinen *Carlo*. Er ist der Schule nicht gewachsen. Das Büblein ist 7^{1/2}jährig, aber klein und zart wie ein Kindergartenkind. Der Kindergarten würde dem Kind entsprechen, da könnte es noch spielen, könnte sich mit den anderssprechenden Kameraden verständigen lernen. Mit Augen, Ohren und Händchen könnte er auf der Vorschulstufe mit den Dingen vertraut werden, an die er in der Schule überhaupt nicht herankommen kann, so mannigfaltig sind die Barrieren. Die Eltern aber, — beide arbeiten, und beide orientierten sich an italienischen Schulpflogenheiten — wehren sich vehement gegen die Zumutung einer Versetzung. «Man muss das Kind anschreien, man muss es schlagen! Dann wird es in der Schule arbeiten.» In Süditalien ginge das Kind schon zwei Jahre lang in die Schule, im dritten Jahr würde es vielleicht bereits austreten.

Mehr Glück hat *Marietta*, deren Eltern von Sizilien her in die Schweiz eingewandert sind. Sie haben die Niederlassungsbewilligung C. Der Vater arbeitet bei von Roll in Gerlafingen, die Mutter in Biberist in der Papierfabrik. Über Tag war Marietta in einer Schweizer Pflegefamilie, abends kam sie nach Hause. So lernte sie rasch deutsch, fühlte sich im deutschschweizerischen Schulklima heimisch. Vom zweiten Schuljahr an lebte sie ganz zu Hause. Marietta ist sprachgewandt. Sie wird mit Leichtigkeit eine kaufmännische Lehre absolvieren können. Raffaello und Mario, ihre Brüder, haben

auch eine Schweizer Pflegemutter gefunden. Das Wochenende verbringen alle Kinder zu Hause bei den Eltern. Die italienische Mutter ist stolz auf ihre Kinder. Sie will in der Schweiz bleiben. Die Lösung mit der Schweizer Pflegemutter ist ideal. Die italienische Familie hat sich in der Schweiz integrieren können, ohne den Familienzusammenhalt zu verlieren. Doch leider ist das nicht die Regel.

Betrachten wir die *Familie B.* Der Vater, Maurer, lebte lange allein, heiratete vor 10 Jahren, bekam zwei Kinder. Auch er besitzt die Bewilligung C. Im Beruf ist er zufrieden. Menschlich aber ist er in der Schweiz nicht ganz heimisch geworden. Die Kinder will er nicht in eine Schweizer Schule schicken. Natalia besucht ein Internat in der Heimatstadt. Kosten: Fr. 300.— im Monat. Der Vater besucht die Tochter regelmässig. Das jüngere Kind, Domenico, geht in den hiesigen italienischen Kindergarten der Missione cattolica, mit 100 anderen Italienerkindern zusammen. Er spricht kein Wort deutsch. Domenico soll später, da die Mutter das Klima nicht erträgt, mit der Mutter zusammen nach Italien zurückkehren. Der Vater weiss nicht, ob er nicht eines Tages ausgewiesen werden wird. Es ist fraglich, ob Mutter und Sohn sich in der Heimat, nach der jahrelangen Abwesenheit, werden einleben können, oder er in der Italienschule nicht wiederum als Fremder gelten wird. Die Familie B. ist zerrissen, weder hier noch dort zu Hause.

Die Schweizer Volksschule bemüht sich ehrlich, allen Kindern im Laufe von acht, neun Jahren eine angemessene Ausbildung zu geben. Eltern, Behörden und Lehrer müssen nun aber einsehen, dass die Ausländerkinder in dieser Schule grosse Schwierigkeiten haben und bereiten. Das gilt natürlich nicht für alle Ausländerkinder in gleicher Weise. Die Kinder sind Spiegel der elterlichen Verhältnisse, wiederholen die elterlichen Ängste, Konflikte, Konfliktlösungen.

Die Kinder von *Flüchtlingen* zum Beispiel leben sich hier leichter ein als die Kinder von Gastarbeitern. Tschechoslowakische, ungarische Kinder aus Flüchtlingsfamilien kennen nicht die Möglichkeit einer Heimkehr. Die Zufluchtstätte wird als neue Heimat anerkannt; Eltern und Kinder müssen und wollen sich den neuen Verhältnissen anpassen. Häufig kommen diese Familien aus gehobenen Kreisen; die Kultur ihrer Heimat ist der unseren vergleichbar.

Anders verhält es sich mit den Kindern von Fremdarbeitern, speziell von Italienern aus dem Süden, von Spaniern, die aus kleinen Dörfern in eine Schweizer Stadt übersiedeln.

Welcher Nachbar, Hausbesitzer, Lehrer, Amtsvormund macht sich eine Vorstellung von der archaischen Bauernkultur, aus der diese Eltern und Kinder stammen, mit denen sie zu tun haben? Wer kann sich einfühlen in ein Dasein ohne Uhr, ohne Wasser im Haus, ohne Arzt? Das Leben dreht sich um Haushalt, Viehhüten, Fischen, Freuden und Nöte in der heimischen Sippe, Essen, Schlafen, um Oliven, um den Esel, um den bösen Blick und die Gesundheitsbetlerin.

(Fortsetzung Seite 59)

Wie schwer haben es Kinder aus solchen Familien in unsern Betonhäusern und in unseren Schulen! Sie werden oft erst dann in die Schweiz geholt, wenn sie in die Schule eintreten müssen; oft noch später, als Zehnjährige, als Halbwüchsige. Plötzlich werden sie aus der Beziehung zu ihrer Heimat, zur Nonna, zu der ländlichen Arbeit herausgerissen. Eltern und Kinder empfinden vielleicht schon allein die allgemeine Schulpflicht, die schweizerische Pünktlichkeit, das Leben mit der Uhr als schwer begreiflichen Zwang. In Süditalien gehen die Kinder, frei von Schulzwang, drei bis vier Jahre in die Schule, dann gewöhnen sie sich an die Arbeit der Erwachsenen. Das Alphabet brauchen sie selten mehr. Die Eltern sind in die Schweiz gekommen, um aus unerträglicher materieller Not herauszukommen. Ihr Wunsch ist, möglichst bald genug Geld zu verdienen, um wiederum heimkehren zu können. Es liegt ihnen darum daran, dass ihre Kinder sich der heimatlichen Erde und Sprache nicht entfremden.

Doch die Eltern sind selber entwurzelt; das Geldverdienen kommt an erster Stelle. Die Familie verliert darob den Zusammenhalt, die Familientradition, den Anschluss an ihresgleichen, aber auch den Anschluss an die neue Heimat. Hin- und hergerissen zwischen italienischer Heimat und dem Bedürfnis, hier anerkannt zu werden, stehen viele dieser Kinder zwischen Stuhl und Bank. Weder der alten noch der neuen Umwelt zugehörig, können sie den inneren Zwiespalt nicht überwinden, leiden unter Angst, Heimatlosigkeit und Einsamkeit, in der italienischen Familie oft nicht minder als in der schweizerischen Schule. Leicht hat der Schweizer Lehrer den Eindruck, der ausländische Schüler mache keinerlei Schwierigkeiten; er verstehe die deutsche Sprache recht gut, er komme im Unterricht mit. Eine genauere Kontrolle ergibt häufig folgenden Tatbestand: Der Schüler bleibt unauffällig, weil er passiv geworden ist. Unter gleichmütiger Oberfläche verbergen sich Angst und Scheu. Das Kind äussert und verständigt sich auf Grund einer Fassadensprache, es beherrscht eigentlich nur geläufige, leere Redensarten, mehr nicht. Eine Weile täuscht eine derartige Fassadensprache darüber hinweg, dass das ausländische Kind nur notdürftig dem Unterricht folgen kann, dass es Lücke um Lücke überspielt, mehr und mehr in einem Vakuum lebt, das eines Tages sichtbar werden muss und dem Schüler als Faulheit oder Dummheit angelastet werden kann. Was sagen einem kleinen Südtaliener Begriffe wie Thunersee und Blümlisalp, Alemanen, Wilhelm Tell, Gotthard, Lawinen, Jura und Bärenmutz? Es schwingt und klingt nichts mit an Erinnerungen, Schulreisen, Sagen, gut, Heimatverbundenheit, auch wenn die grössten Sprachschwierigkeiten überwunden sind.

Bald einmal kommen andere Belastungen: Grösser geworden, beginnt es sich seiner Eltern zu schämen. Es möchte nicht mehr mit ihnen gesehen werden, es will nicht mehr mit ihnen italienisch sprechen. Angst der Schweizer Eltern, der Behörden und Lehrer regt sich,

die Schweizerklassen könnten ihrerseits durch die Ausländer belastet und am Vorwärtskommen gehindert werden. Das weckt untergründige und offene Feindseligkeit.

Viele Lehrer und Lehrerinnen erzählen aber auch mit Anteilnahme und Sympathie von ihren Ausländerkindern, bringen doch die Spanier- und Italienerkinder viel Wärme, Temperament und aufwallende Lebhaftigkeit in die Schweizerstube. Sie schlagen nicht nur um sich, sie küssen und umarmen die Lehrerin auch, wenn ihnen danach zumute ist. Die italienische Mutter macht nicht nur einen grossen Bogen um die Institution Schule, um die Respektsperson des Professore, der in ihrer Angst vor Ausweisung und schriftlichen Vorladungen vielleicht unmittelbar nach der Fremdenpolizei eingestuft ist. Diese Mutter kommt auch spontan, unangemeldet zur Lehrerin, und wenn sie einmal zu ihr Vertrauen gefasst hat, bringt sie ihr Zitronen oder Salami von zuhause. Sie kramt eine Istruzione hervor mit der Bitte um Übersetzung und Rat, sie beklagt sich, wenn ihr Kind zum Schularzt soll, ein so gesundes, ein so schönes Kind, «come una rosa, come una peonia, come una principessa di Savoia».

Was kann die Schule zur Integration der Ausländerkinder beitragen?

Immer noch ist die beste aller möglichen Chancen für das Ausländerkind ein Lehrer, eine Lehrerin, der sich die Aufgabe zutraut, für Ausländer- und Schweizer Kinder wirklich da zu sein und ihnen zu geben, was sie brauchen; ein Lehrer, der fähig ist, Ängste und Vorurteile auf beiden Seiten wieder und wieder abzubauen; der sich nicht verleiten lässt durch falsches Mitleid, das so wenig am Platze ist wie allzu leichtes Entgegenkommen und zu hohe Einschätzung der Leistungen des Ausländerkindes (was häufiger vorkommt als zu tiefes Einschätzen) in den unteren Schuljahren.

Die Schule muss, vor allem durch die individuelle Betreuung in den Klassen, auf spezielle Bedürfnisse des Auslandkindes eingehen: auf häusliche, sprachliche, emotionale, schulische Bedürfnisse, aber so, dass auch die Schweizer Kinder zu ihrem Recht kommen.

Gertrud Hofer-Werner

AUS DEM LEBEN UND DENKEN ALBERT SCHWEITZERS — EIN LESEHEFT

Bisherige Versuche einer populären Darstellung Albert Schweitzers oder einer pädagogischen Schrift hatten darauf verzichtet, sich Schweitzers eigene leichtfassliche Originaltexte zunutze zu machen. Es war immer die Absicht dieses genuinen Ethikers gewesen, sich in einer einfachen und unverbildeten Sprache allen verständlich zu machen, jedem Bildungsgrad. «*Versteht das nun eine Wäscherin?*» — schrieb er damals auf ein Manuskript, in jener fernen Zeit, als es noch solche gab.

Nun hat Pfarrer *Richard Brüllmann* (Thun) ein handliches, reich illustriertes Heft von 30 Seiten zusammengestellt, herausgegeben vom Schweizer Hilfsverein, den er präsidiert. Er war wiederholt in Lambarene und hat reiche Erfahrung in der populären Darstellung von Schweitzers Sendung: